

Solist aus eigenen Reihen

Mit Albrecht Mayer solierte ein orchestereigener Oboist mit den Berliner Philharmonikern.

Roman Kühne

Am Schluss reisst er sich die Oboe buchstäblich aus dem Mund. Der Kopfstift rot. Die Hände werden ausgestreckt. Das Publikum jubelt. Ein Moment und eine Selbstverständlichkeit – eigentlich. Die Berliner Philharmoniker begleiten ihren Mitmusiker Albrecht Mayer beim Solospiel.

Noch vor 30 Jahren – unter Herbert von Karajan – hätte es dies nicht gegeben. Einer seiner Orchestermusiker, der als Solist brilliert! Bei den Berlinern existierte nur ein Star – und das war ihr Dirigent. Karajan verlangte für seine Plattenaufnahmen und Konzerte hundert Prozent Verfügbarkeit. Da blieb wenig Zeit für anderes.

Selbst der Weltflötist James Galway, der heute in Meggen lebt, musste sich entscheiden. Solokariere oder Orchestermusiker. Beides war in den 1970er-Jahren schlicht nicht möglich.

«Schlimmsten Jahre meines Lebens»

Beim Soloauftritt des Oboisten Albrecht Mayer und seinen Orchesterkollegen von den Berliner Philharmonikern ist dies am Dienstagabend im KKL kein Thema. Oder besser gesagt: nicht mehr. 1992 kam er als Solo-Oboist in die neue Hauptstadt Deutschlands. Ein Karriereprung. Zumindest auf dem Papier. Doch der kurz zuvor verstorbene Karajan, seine hierarchischen Strukturen, hallten immer noch nach. In seiner Biografie «Klangwunder. Wie die Kraft der Musik mich geheilt hat» von 2022 bezeichnet Mayer die Probezeit als die «schlimmsten Jahre meines Lebens». Neulinge wurden mit Kritik, Intrigen und einem enormen Erwartungsdruck konfrontiert. Spielraum für Diskussionen gab es nicht.



Albrecht Mayer steht für einmal als Solist vor seinen Kollegen.

Bild: Patrick Hürlimann/Lucerne Festival (2. 9. 2025)

Für Albrecht Mayer besonders hart. Kam er doch von den Bamberger Symphonikern, wo man die jungen Musiker fast auf Händen trug. Doch Claudio Abbado brachte den Oboisten nicht nur dazu, beim Orchester zu bleiben. Seine kollegiale Art – und wohl auch der Zeitgeist – wirkten sich positiv aus. Oder wie es Albrecht Mayer in einem Interview auf BR-Klassik formulierte. Heute versuchen wir «die Menschen einzuladen, ihr Bestes zu geben».

Ein verrücktes Stück und ein Vergnügen

Und im KKL in Luzern geben sie definitiv ihr Bestes. Der Solist und das Orchester. Das wilde, ja irre Konzert (1952) von Bernd Alois Zimmermann be-

spielt die Oboe in allen Kniffen und Lagen. Zwölftontechnik, strawinskyeske Rhythmen, tönende Spagate. Albrecht Mayer springt mit Spass und Energie in diesen wilden Bach. Klar artikuliert, akzentreich und mit singenden Obertönen versprüht er den Gischt- und Tropfenregen. Ein klirrendes Vergnügen, das in der heissen Sommerhitze seinen Fluss und Weg behält.

Nach dem «musikalischen Höllenritt» (Mayer) ist die Zugabe «Ich hatte viel Bekümmernis» von Bach der Balsam auf die erhitzten Gemüter.

High Noon am Lucerne Festival

Die Berliner Philharmoniker führen diese solistische Leis-

tung ansatzlos weiter. Müssen sie auch. Diese Woche ist am Lucerne Festival so etwas wie das Gipfeltreffen der orchestralen Schwergewichte. Der Auftritt der Berliner wird flankiert von je zwei Konzerten des Holländer Concertgebouw und der Wiener Philharmoniker.

Schon am Montag packte das Royal Concertgebouw Orchestra sein Publikum mit einer brodelnden Version von Mahlers fünfter Sinfonie. Doch was dem jungen Klaus Mäkelä noch an Facetten fehlte, wird beim Chefdirigenten Kirill Petrenko am Dienstagabend auf fast exemplarische Weise ausbreitet.

Unter seinen Händen dürfen Robert Schumanns Ouver- türe «Manfred» und die Erste

von Johannes Brahms ihr reichstes Licht entfalten. Der erste Satz der Sinfonie wühlt sich tief in die Details ein. Alles wird hörbar gemacht. Das typische Petrenko-Piano, flüsternd und reich an Klang, lässt ganze Welten fließen. Stimmungen in der das Brummen des Kontrafagotts – so noch nie wahrgenommen – plötzlich zum Solo wird.

In keinem Moment ist der Klang einfach nur laut oder leise. Der Klarinette oder dem Waldhorn gelingt es, selbst in tosenden Momenten, kleine Wirbel in die Musik zu streuen. Überraschend und sinnstiftend. Einzelne Kunstgebilde, das die Berliner mit Leben und Fluss zum Gesamtwerk formen. Eine Stunde Musikgenuss auf der allerhöchsten Stufe.

Familiensache

Die Garderobe unserer Kinder

Wer kann ungeniert kniehohe Ringelsocken mit bunt gemusterten kurzen Hosen kombinieren? Wer traut sich, im Alltag einen Haarreifen mit Katzenohren aufzusetzen? Und wer darf das Unterhemd über dem Langarmshirt anziehen, einfach weil es gerade Spass macht? Richtig: Kinder.

Eltern, die meinen, ihren Nachwuchs nach dem eigenen Stil kleiden zu können, irren häufig. Bei Babys ist das noch möglich, allerdings lohnt es sich kaum. Erstens, weil die Neugeborenen in Windeseile aus all den Bodys und Stramp- lern rauswachsen. Zweitens, weil die Kleider in erster Linie praktisch sein müssen. Was täglich mehrmals gewechselt werden muss, weil das Baby Milch erbrochen oder die Win- del nicht dichtgehalten hat, muss definitiv kein schönes Markenprodukt sein.

Dann geht es plötzlich schnell, bis die Kleinen ihr eigenes Modeverständnis entwickeln. Wie gerne würde ich auf all die Einhorn-Glitzer-Paillet- ten-Klamotten verzichten, weil sie mir einfach nicht gefallen ... Aber ich habe keine Chance gegen den Willen meiner zwei Töchter. Sie wählen aus, was sie anziehen. Bekommt man Kleider geschenkt, finden sich immer mal wieder geschmack- lose Teile darunter, die dann den Kids besonders gut gefal- len. Geht man mit ihnen selbst einkaufen, wählen sie jene Kleider aus, um die Eltern einen grossen Bogen machen würden.

Manchmal trifft die Garderobe unserer Mädchen meinen Ge- schmack, manchmal über- haupt nicht. Immerhin: Sie mögen es bunt. Ihre Kleidung macht gute Laune, sodass auch hin und wieder ein Einhorn verkräftbar ist. Sowieso ist al- les besser als der Trend des «Sad Beige», der einen Stil beschreibt, sein Kind in na- türlichen, erdigen Farben wie Grau, Beige oder Creme zu kleiden. Das mag vielleicht durchgestylt aussehen, hat aber in der Tat etwas Trauriges.

Kleider machen Leute. Das gilt auch für Kinder. Jedes hat sei- nen eigenen Stil und das ist gut so. Vielleicht kümmert es unseren Nachwuchs auch herzlich wenig, was gerade in Mode ist und was andere von ihrem Outfit denken. Den ori- ginellen Paradiesvögeln gehört die Welt! Da könnte sich auch der eine oder die andere Er- wachsene eine Scheibe ab- schneiden.



Rahel Hug
rahel.hug@chmedia.ch

Der grosse Luzerner Maler Max von Moos

Die Max Wandler Stiftung präsentiert Werke des Künstlers in einer Ausstellung, die vor allem auch dessen Vielseitigkeit zeigt.

Der Architekt und Sammler Max Wandler hatte zu Max von Moos (1903-1979) eine beson- dere Beziehung: Eine als jun- ger Architekt kaufte sich der 1933 Geborene eines der Schlüs- selwerke von Max von Moos, das monumentale Gemälde «Polyphems Kindheit». Und zahlte es über mehrere Monate ratenweise. Das Gemälde ist heute als Dauerleihgabe der nach dem Tod Max Wandlers gegründeten Stiftung im Kunst- haus Zug untergebracht.

Auf Einladung der Max Wandler Stiftung organisiert die Max von Moos Stiftung eine Ausstellung aus dem Nachlass des Künstlers. Marco Obrist, langjähriger Sammlungskura- tor im Kunsthaus Zug und Christoph Lichtin, ehemaliger Sammlungskonservator im Kunstmuseum Luzern, beide

heute im Stiftungsrat der Max von Moos Stiftung, haben eine Auswahl getroffen, die auf die Vielseitigkeit des Werks hin- weist. Wenn dieser in den 1930er Jahren Berühmtheit als Surrealist erlangte, führte sein Schaffen danach stark darüber hinaus. Bereits als junger Künst- ler war er ein hervorragender Zeichner. Und in seinem Spät- werk wird eine Farbigkeit vor- herrschend, die seine Rezeption der Pop Art erahnen lassen. Die Ausstellung lädt somit zur Neu- entdeckung eines der wichtigs- ten Schweizer Künstler des 20. Jahrhunderts ein. (zvg/are)

Hinweis

Max von Moos – Parade der Erin- nerung: Ausstellung bis 29. No- vember. Max Wandler Stiftung, Brüggligasse 2, Luzern, Do 14.00 bis 17.30, Sa 13.00 bis 17.00.



Max von Moos: «Parade» (1968, Öl, Tempera untermalt, auf Sperrholz, lackiert, 36 x 59 cm.

Bild: zvg